

Offizielle Leseprobe - Urheberrechtlich geschütztes Material

Schattenwacht

Michael Thiel

PREIS DER UNSTERBLICHKEIT



SCRATCH



UMWELTHINWEIS

Gedruckt auf holz-, säure- und chlorfreiem Papier

Deutsche Erstausgabe

1. Auflage

Copyright © 2008 SCRATCH Verlag Simon Czaplak, Hamburg

Printed in Germany 2009

Umschlagsillustration: Klaus Scherwinski, Bielefeld

Innenillustration: Flavio Bolla, Wil SG (Schweiz)

Karte und Symbole: Lydia Schuchmann, Weiterstadt

Layout und Satz: Thorsten Göde, Hamburg

Lektorat: André Krieg, Hamburg

Druck und Bindung: Hubert & Co, Göttingen

ISBN 978-3-940928-01-6

<http://www.scratch-verlag.de>

Das vorliegende Werk einschließlich aller seiner Bestandteile ist urheberrechtlich geschützt. Jede urheberrechtsrelevante Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Dies gilt insbesondere für das Recht der mechanischen, elektronischen oder fotografischen Vervielfältigung, der Einspeicherung und der Verarbeitung in elektronischen Systemen, des Nachdrucks in Zeitungen und Zeitschriften, des öffentlichen Vortrags, der Verfilmung oder Dramatisierung, der Übertragung durch Rundfunk, Fernsehen oder Video, auch einzelner Textteile.

Michael Thiel

Preis der Unsterblichkeit

Phantastischer Roman

- Aus der Welt der Erben von Theb Nor -
Band 2 des Schattenwacht-Zyklus

Bereits erschienen
Böses Erwachen

In Vorbereitung
Spiel mit dem Feuer
Sühne der Könige
Sturz eines Gottes
Ende der Nacht

Hiermit wird der Schattenwacht-Zyklus enden

SCRATCH Verlag Simon Czaplak

Jedem gewidmet, der den Mut und die Kraft aufbringt,
gegen den Strom toter Fische zu schwimmen.

„Be your own disciple, fan the sparks of will“
MANOWAR

Was bisher geschah

Laura lag in der Gästehöhle der unterirdischen Stadt Quirmó. Die junge Halbelfin war von ihrem Erzfeind Melek gedemütigt und fast zu Tode geprügelt worden. Jetzt war sie so schwach, dass sie wie ein Stein schlief und von den Alarmrufen in der Ferne nicht aufwachte.

Ihr blonder Lockenkopf ruhte auf ihrem Rucksack. Bienenwachs schützte die Nähte vor Regen, duftete nach Heimat und tröstete sie. Laura drehte sich im Halbschlaf, um die Druckstellen gleichmäßig zu verteilen. Nur in eine Woldecke gerollt auf Felsen zu schlafen, war sie nicht gewöhnt. Sie sog den Wachsduft ein. Alle schönen Erinnerungen schienen jedoch vor ihrer gegenwärtigen Lage zu fliehen. War sie wirklich im Begriff, in der Begleitung von Helden und Halbgöttern den Imperator der feindlichen Chimärier zu stürzen?

Ein Traum hatte sich erfüllt: Sie hatte ihr behütetes Dorf verlassen und Geschehnisse überlebt, die sie vorher als große Abenteuer bezeichnet hätte. Laura hatte diesen Traum lange gehegt und schließlich gegen alle Widerstände wahr werden lassen. Immerhin war sie die beste Kämpferin ihres Elfendorfs. Doch naiv und von falschem Stolz geblendet, hatte sie nicht erkannt, dass sie einem Albtraum verfallen war. Ihr Wunsch nach Anerkennung als Halbelfin unter Elfen, ihr Streben nach Bedeutung, um ihre Gleichwertigkeit zu beweisen, hatten sie jede Vernunft verdrängen lassen. Die Wirklichkeit indes hatte keine Rücksicht auf ihre

Illusionen genommen, hatte ihr Lachen erstickt und war mit tödlichem Ernst über sie hereingebrochen.

Was sie für Stärke und Willenskraft gehalten hatte, war als jugendliche Torheit entlarvt worden. Ihre Menschenhälfte ließ sie mit den zaghaften Elfenmännern eines friedlichen Dorfes mithalten. Aber dass ihre Körperkraft gegen echte Kämpfer lächerlich gering war, hatte sie erst in der Niederlage erkannt.

Obwohl sie verstanden hatte, dass ihre Muskeln nicht ihr Überleben sichern würden, wollte sie sich nach wie vor um keinen Preis den Normen ihres Dorfes unterwerfen und ein stilles, graziles Mädchen werden, das als Lebensinhalt musizierte und mit Tieren sprach. Eine kriegerischere Natur tobte in ihr. Wenn es der Elfenkultur ernst damit war, unverbogene Wesen hervorzubringen, so durfte sie Laura nicht dazu zwingen, gegen ihr Inneres zu leben, ihr Verhalten einer Schablone anzupassen, die sie nie richtig füllen konnte. Entweder war die Freiheitskultur der Elfen eine verlogene Fassade oder sie musste Laura erlauben, so zu wachsen, wie die Natur es vorgesehen hatte.

Ihre Mutter Jade, die Laura für die größte Kriegerin aller Elfen gehalten und die in einem Krieg gegen viel stärkere Männer gekämpft hatte, schien ein perfektes Vorbild zu sein, so vehement sie selbst dies auch bestritten hatte.

Mit ihrer Mutter war eine weitere Illusion Lauras gestorben: Jade war vom Schergen eines unbekanntes Feindes getötet worden – bei der Verteidigung einer falschen Göttin, wie Laura gedacht hatte.

Das verklärte Wunschdenken über ihre Stärke und ihre kommenden Heldentaten war ins Lächerliche verkehrt worden. Laura lebte nur noch, weil jemand dem Menschenjäger Melek gefolgt war und ihn dabei gestört hatte, seine Finger in ihre Haut zu graben und ihr die Kehle durchzuschneiden. Ohne fremde Hilfe hätte sie keinen Tag jenseits ihres Dorfes überlebt. Dumm und nichtig fühlte sie sich jetzt, nicht als Heldin.

Melek, ein Mensch in Lauras Alter, war bei seinem Volk als vagabundierender Mörder und Schänder berüchtigt. Woher die Kraft kam, mit der sie sich im Kampf gegen ihn immer wieder auf die Füße zurückgequält hatte, erkannte sie noch nicht. Doch unmöglich hatte sie dem Gegner erlauben können, mit seinem Wahnsinn zu triumphieren: Er verstand die Menschenjagd als naturgemäßen Sport, der große Zufriedenheit verhiess und nicht über Sesshaftigkeit und Kulturtrieb vergessen werden durfte. Obwohl Melek seine Ansichten mit niemandem teilte, redete er sich die stillschweigende Zustimmung vieler Gleichgesinnter ein und hielt sich für ruhmreich. Noch immer lauerte er in der Dunkelheit der Gänge und Höhlen, in die es Laura verschlagen hatte.

Als sie besiegt in Meleks Arm gesackt war, hatte sie sich nur noch zurück in ihr Dorf gewünscht, um wie zuvor von Ruhmestaten ohne Blut und Schmerzen zu träumen. Sehnsucht wäre dann ihre einzige Qual gewesen, neben der Rolle als Außenseiterin, die nie ganz dazugehören konnte. Aber nicht einmal dieses unerfüllte Leben konnte sie zurückbekommen. Ihre Mutter war tot. Nichts würde

so sein wie früher, selbst wenn sie zu ihrem elfischen Ziehvater Endáruel und ihrer kleinen Schwester Lishárial zurückkehren würde.

Sie führte nun ein neues Leben, ohne Heimat und Familie, ohne dass das Schicksal Lauras Zustimmung abgewartet hätte. Ihr Traum von Selbstbestimmung hatte sich erfüllt und jede weitere Selbstbestimmung fortgenommen. Es warteten Aufgaben auf sie, vor denen sie nicht fliehen konnte, ob ihr die Voraussetzungen fehlten oder nicht. Egal wie sehr sie Melek verabscheute – davon verschwand er nicht aus der Welt. Egal wie sehr sie sich heitere Tage und einen anderen Körper wünschte, eine andere Rolle im Kreislauf der Natur, sie musste sich ihrer Zukunft stellen. Zudem spürte Laura, dass sie auch beim Kampf gegen den feindlichen Imperator der Chimärier eine Funktion erfüllen musste, gegen Schattenwacht, den letzten Drachen. An der Seite zweier Halbgötter und des alten Kriegshelden Athónon zog sie diesem Feind entgegen. Ihre Mutter Jade war für dieses höhere Ziel bereits gestorben.

Laura stöhnte im Halbschlaf. Zuerst würde sie Melek finden und töten. Am liebsten würde sie ihn genussvoll zu Tode foltern, doch würde sie sich auch mit jeder anderen Form seines Ablebens begnügen. Danach würde sie den Verantwortlichen am Tod ihrer Mutter aufspüren und ihn ebenfalls töten, den, der das Kopfgeld auf die ganze Gruppe ausgesetzt hatte. Die Alten sagten, Rache mache nichts besser. All die altklugen, unbequemen Phrasen drohten zu stimmen, erkannte Laura, so wie die Warnungen vor

ihrer Torheit, die sie bestritten hatte und wegen der sie beinahe getötet wurde. Doch der Hass brannte so wild in ihr, dass sie keine andere Wahl hatte, als ihn auf ihre Gegner loszulassen, wollte sie nicht Gedanke für Gedanke verbrennen.

Ihr Hass loderte nicht allein wegen ihrer Niederlage so übermächtig, oder weil sie ihr altes, kleines Leben verloren hatte. Auch ihre angeborenen Nachteile und Meleks Lebensweise waren nicht der einzige Grund. Laura verdrängte die Wahrheit ihrer Herkunft. Ein Teil ihrer unbändigen Kraft, ihres Willens und Stolzes stammte von ihrem menschlichen Vater. Der Gnom Athónon hatte ihn während eines zurückliegenden Krieges getötet. Vermutlich war er ein ähnlicher Kerl wie Melek gewesen, der sein Sohn sein könnte ... ihr Bruder. Auf eine perfide Weise wären er und Laura dann seelenverwandt, und das machte die Halbelfin rasend: Ihre Stärken gingen auf jemanden zurück, den sie verteufelte und töten wollte.

Wenn sie sich einredete, wegen ihrer Unbeugsamkeit und Stärke für das neue Leben gewappnet zu sein, roch sie Meleks stinkenden Atem und spürte seine Tritte. Sie wurde den Beigeschmack des Bösen nicht los, wenn sie an ihre Vorzüge als Kämpferin dachte. Doch fand sie in sich auch keine anderen nützlichen Fähigkeiten.

Der weißhaarige Gnom Athónon, Henker ihres leiblichen Vaters, war ebenfalls ein Teil von Lauras neuem Leben und wachte an ihrer Seite. Er reichte ihr gerade bis zum Gürtel, bewies aber mit seiner subtilen Kampfkunst, dass Körperkraft allein nicht den Wert eines Kriegers ausmachte. Laura war fest entschlossen, das

Herz des Griesgrams für sich einzunehmen, um ihm seine Kriegsgeheimnisse zu entlocken und nicht länger auf das tückische Erbe ihrer Menschenhälfte angewiesen zu sein.

Athónon sah die Abgründe der Götter. Wie die letzte Glut eines sterbenden Feuers spiegelten Mèras Augen den Fackelschein wider, glommen durch Rauchfetzen und muffigen Stein Staub. Verirrten Sternen am Nachthimmel gleich, hatte der alte Gnom doch darin zu lesen gelernt. Er spürte jene Wahrheiten, die er nicht gesucht und zeitlebens verdammt hatte, wann immer die gebrochene Elfin ihn anblickte.

Mit dem Rücken an der Felswand dämmerte sie vor sich hin. Knöchrige Finger zogen eine Decke über spitze Knie, einen grünen Fetzen, auf dem goldene Ornamente verblassten. Zweifellos wog Mèra fünf und zwanzig Pfund weniger als Laura, dabei war sie noch eine Stirn größer. Die Alarmrufe aus der Ferne schienen sie nicht zu erreichen. Stille umgab sie. Nur wenige verstanden ihre Blicke zu deuten. Wie gern hätte Athónon diese verfluchte Gabe jemand anderem geschenkt und auf Mèras Vertrauen verzichtet. Wie leichtfertig mancher Tor danach verlangt hatte! So gesegnet ein Götterdiener dem Volk erschien, seine Seele ging verloren im Mahlstrom höherer Kräfte.

Grau und zerfurcht wie Athónon von der Bürde des Götterdieners, war Mèras Seele doch in nichts mit der einer Sterblichen zu vergleichen. Vor zwei Jahrtausenden – die Welt war eine andere – hatte sie als Königin gegen verblendete Götter rebelliert und so die Sterblichen vor der Versklavung durch die Amdovenn, dem Äußeren

Volk, gerettet. Ihr Lohn war die Befreiung vom Alter, eine zeitlose Existenz als Wächterin über alle Völker. Doch die Jahrhunderte hinterließen Spuren an ihrer Seele, die kein Sterblicher begreifen konnte.

Die Bewohner der Stadt Quirmó hielten sich für die unheilbaren Opfer einer Seuche: Sie waren Nachtelfen, Sonnenlicht verbrannte ihr Fleisch bis auf die Knochen. Jahrhunderte waren ohne einen einzigen Fall dieser Krankheit vergangen, doch nun war sie wieder da. Über die besondere Gabe, die jener Fluch mit sich brachte, waren die Nachtelfen sich nicht bewusst. Mèra hatte sie einst als Waffen gegen die Feinde der Götter erschaffen. Doch die Kräfte der Halbgöttin hatten nicht gereicht, um ihre auserwählten Elfen ohne jeden Makel zu verwandeln. Nun, da die Amdovenn erneut den Kontinent Hevanor bedrohten, war auch die schlafende Waffe in den Seelen des Elfenvolks erwacht und verwandelte einige von ihnen in Nachtelfen.

Athónon sah zu Srrig hinüber, der am Eingang der Gästehöhle von Quirmó Wache hielt. Der Tigermann in der blauen Robe hatte bei der Rebellion gegen die Götter vor zwei Jahrtausenden eine nicht minder bedeutende Rolle wie Mèra gespielt. Ebenfalls vier Jahrhunderte lang verbannt, waren beide nun unter mysteriösen Umständen in die Welt zurückgekehrt. Sie überlegten ihr Vorgehen, um die anderen beiden der legendären Vier Könige zu finden, die Hevanor am Ende des Glorreichen Zeitalters durch ihre ketzerische Rebellion vor den Amdovenn retteten.

Zu viert sollten sie dann den Imperator der Chimärier stürzen: Schattenwacht, den letzten der Inferior, der die Gestalt eines Drachen gewählt hatte. Schattenwachts Soldatenvolk, von ihm halb als Mensch, halb als Drache erschaffen, unterjochte mehr und mehr der anderen Völker. Jemand musste dem Ungleichgewicht ein Ende machen. Die Generäle der Chimärier waren brutale und gierige Eroberer, während ihre Zauberer rücksichtslos forschten und widernatürliche Monster in ihren Laboren verbargen.

Dahnrud und Inferior, die Ureinwohner von Hevanor, standen den Göttern in Macht nicht nach, hatten ihnen und ihren jungen Geschöpfen aber das Feld überlassen. Nur wenige kannten den Grund dafür, der den Sinn des hevanorischen Lebens in Frage stellen konnte.

„Athónon?“ Mèra zog sich an der Felswand hoch, als trüge sie einen zentnerschweren Rucksack.

Der Gnom nickte. Er strich sich durch den weißen Bart und wandte sich ab. Die Alarmrufe gellten lauter und drängender an seine Ohren. Die Gruppe wusste bisher nicht, wieso Quirmó angegriffen wurde. Aus der Gästehöhle gab es keinen Fluchtweg. Athónon tastete nach dem Verband um sein verwundetes Auge. Er hätte Mèra um Heilung bitten können, doch die Halbgöttin war nach ihrer Wiedererweckung noch weit jenseits ihrer einstigen Macht und hatte bereits zu viel Magie gewirkt. Athónons Mundwinkel gruben sich nach unten. Es lag in seiner schwermütigen Natur, als einfacher Diener der Götter jedes Leid zu erdulden und nie um einen eigenen Vorteil zu bitten. Das Schicksal hatte tiefe Wunden in seine Seele

geschlagen, zahlreiche Freunde hatte er begraben. Zu lange war er ohne Heimat über Hevanor getrieben worden.

„Schluss“, ermahnte er sich stumm, verharrte neben Srrig und spähte auf die Fackeln und Feuer, auf die Rauchschwaden der unterirdischen Stadt. Anders als das Sonnenlicht verbrannten magisches und Fackellicht nicht die nachtelfische Haut.

Die Ausstrahlung des Tigermannes glich einem Schwert an der Kehle; die Mischung aus Gefahr und Anmut schüchterte jeden Sterblichen ein. Athónon war sie zwar nach vielen Begegnungen in der Vergangenheit vertraut, dennoch wurde er von ihr in Kampfbereitschaft versetzt.

Srrig beobachtete die aufgescheuchten Bewohner Quirmós wie eine Katze die Maus in der Sackgasse. Die ruhige Art, wie er seine Tigeraugen bewegte und die Mundwinkel gerade so weit verzog, dass seine Reißzähne verborgen blieben, täuschte den Gnom nicht darüber hinweg, an der Seite einer Kriegsbestie zu stehen. Der Widerspruch von Srrigs Ruhe und der Panik der Quirmóer wirkte auf Athónon symbolisch für die Kluft, die zwischen dem Halbgott und den Sterblichen lag. Srrigs Fußkrallen kratzten über den Fels, als er sich Athónon zuwandte. Seine Worte erklangen mit der ihm eigenen Mischung aus Lauern und Weisheit, die das Fehlen jeglichen Gefühls meisterhaft verbarg.

„Die Nachtelfen Quirmós werden unterliegen. Zweifellos hat unser Widersacher Ceryllion die Angreifer nicht nur gegen die Stadt aufgewiegelt, um uns zu treffen, sondern sie auch mit einem magischen Trumpf oder anderen Verstärkungen ausgestattet. Immerhin ist er

Schattenwachts Meisterschüler und hat, wie Mèra und ich, sein zweitausendstes Lebensjahr schon hinter sich gelassen. Nichts sonst würde einen Sinn ergeben. Verschwinden wir, bevor die Quirmóer uns mit in den Untergang reißen.“

Mèra wankte vor ihn. „Vergiss die Bedeutung der Nachtelfen im Kampf gegen die Amdovenn nicht. Unsere Gruppe ist schwach und muss fliehen, ja. Aber rette Du die Nachtelfen! Sie sind sich ihrer Gabe, die Amdovenn aufspüren und verletzen zu können, noch nicht bewusst. Trotzdem werden wir darauf bald zurückgreifen müssen. Ist der Imperator erst gestürzt, ist der Weg frei für den zweiten großen Feind Hevanors. Schattenwacht vernachlässigt seine Aufgabe als Sphärenwächter und die ersten Äußerer sind bereits unter uns, wir wissen das.“

Srrig sprach nicht aus, dass Mèras Fehler, als sie die göttlichen Regeln verletzte, indem sie versucht hatte, Jade wiederzubeleben, zum Eindringen der Amdovenn beigetragen hatte. „Was hilft es, dass sie die Äußerer mit bloßen Händen verletzen könnten?“, knurrte er. „Die Amdovenn halten nicht still, nachdem sie einen Körper gestohlen haben, sondern bewaffnen sich. Es wird lange dauern, die Nachtelfen zu lehren, ihre Gabe auf Waffen auszuweiten. Wir hätten das viel früher tun müssen. Aber die Götter rechneten nicht mehr mit einer Bedrohung durch die Amdovenn, nachdem sie Schattenwacht als Sphärenwächter eingesetzt hatten, und nahmen uns von Hevanor fort, um uns Frieden zu gönnen. Schattenwacht geriet außer Kontrolle, nahm viel zu viel Einfluss auf seine Chimärier, verletzte die Regeln ... und wir wurden zurückgeholt, wenn auch nicht so, wie wir hätten sein

sollen. Nun, da wir endlich wieder wissen, wer wir sind, haben wir keine Zeit mehr für lang angelegte Pläne. Vergiss die Nachtelfen.“

Mèra blickte traurig zu Srrigs hartem Tigergesicht auf. Plötzlich schauderte sie und trat einen Schritt zurück. „Du bist kalt geworden“, raunte sie.

Athónon setzte ein ums andere Mal jene Steinmiene auf, mit der er sein inneres Leiden vor der Welt verbarg. Vermutlich sah Srrig es dennoch, aber ihm bedeuteten die Regungen der Sterblichen schon lang nichts mehr. Alles, was ihn bewegte, war das Überleben der Völker als Ganzes, kaum das Schicksal Einzelner. Anders als Mèra, vermisste er seine Gefühle nicht einmal.

Etwas in Athónon schien leise zu bersten, die Schatten seiner Falten vertieften sich. Der Götterdiener schnallte sein Kurzschwert ab und hielt es Srrig hin. „Nehmt es. Es kann Dämonen und Geister verletzen und willensschwache Gegner beim ersten Anblick betäuben. Ihr könntet damit viel mehr anfangen als ich. Aber kämpft für die Nachtelfen. Ich weiß, dass Euch das keine große Mühe bereitet.“ Sein faltiger Augenschlitz ruhte voll Bitterkeit auf Srrigs Tigergesicht.

Srrig schaute ernst zurück, auf das bandagierte Auge und das von Gram und bedingungsloser Aufopferung gezeichnete Gnomengesicht. „Nein, behalte diese Waffe. Wenn sie eine magische Klinge ist, besitzt sie eine Seele, und dann will sie nicht herumgereicht werden. Sie gehört Dir, sie wird nur Dir Glück bringen, mein Freund. Magische Waffen fallen niemals jemandem ohne Grund zu.“ Er blickte Mèra an, die kaum die Kraft zum Stehen

hatte. „Also gut. Zieh Dich zurück, ich schütze die Nachtelfen“, seufzte er.

Athónons Stimme knirschte vor Anspannung und Alter wie die Kiesel unter seinen Stiefeln. Er bat den wortkargen Tempelkrieger Taren, das Gepäck des Gnoms und der Halbelfin zu übernehmen, während Athónon Laura stützen wollte. Gegen Tarens Bärengestalt wirkten die Rucksäcke klein, außerdem trug er seit seiner Gefangenschaft bei den Chimäriern keine Rüstung mehr. Selbst seine schwere Armbrust am rechten und ein Streitkolben samt Rundschild am linken Arm schienen ihn kaum zu behindern.

Athónon kniete sich zu Laura und ignorierte die restliche Gruppe nun. Obgleich er seine Gefühle stets hinter seiner Steinmiene zu verbergen suchte, sahen die anderen seiner Haltung und seinen vorsichtigen Handbewegungen doch an, dass er sich väterlich um Laura sorgte. Immerhin war sie die Tochter einer seiner ältesten Freundinnen, der getöteten Nachtelfin Jade. Loyalität und Zusammenhalt hatten für den heimatlosen Götterdiener, der sich in der Welt verloren fühlte, seit jeher eine große Rolle gespielt.

Zuerst hatte er Jades Tochter nicht kennenlernen wollen, hatte sich ganz in sein Bergexil zurückgezogen. Aber nun fühlte er sich verantwortlich für das junge Mädchen, das in seiner jetzigen Lage kaum allein überleben würde. Der Gnom weckte Laura mit sanftem Druck auf die Schulter. Müde hob sie die Lider.

Hass loderte in Lauras Augen auf, ihre Pupillen blieben an Mèra haften. Die Halbgöttin spürte den Blick zwar

von der Seite, mühte sich jedoch mit ihrem Lederrucksack ab und reagierte nicht. Sie war die vermeintlich falsche Göttin, für die Jade gestorben war.

Während Laura die Müdigkeit verdrängte, erinnerte sie sich daran, dass sie der grauen Elfin bereits vergeben hatte. Auch wenn Mèra nicht die Alte war, stellte sie immer noch einen Machtfaktor dar; Jade hatte sich für ein höheres Wohl geopfert. Lauras hilflose Wut verrauchte wie die Schwaden in der Gästehöhle. Sie konzentrierte sich auf die Vorstellung von Meleks Ende.

Laura stützte sich auf Athónons breite Schulter. Taren schwieg und eilte voll bepackt voraus. Hinter Mèra bildeten der schwer gepanzerte chimärische Deserteur Paaldrag und der Zwerg Brommil, Lauras Retter, die Nachhut.

Ängstliche Rufe aus der Stadt schrillten der Gruppe entgegen, als sie die Gästehöhle verließ und den Nachtelfen den Rücken kehrte, deren Kämpfer sich zu einer Schlachtreihe aus Leder und Eisen formierten. Wo auch immer die beste Position für einen Hinterhalt auf die Gegner lag, vermutete die Gruppe Srrig, der längst fort war.

Taren lief dem nächsten Tunnel entgegen, der vom sich anbahnenden Kampfgeschehen wegführte. Ohne Fackel und ohne freie Hand stürzte er sich in die Dunkelheit. Sein Vertrauen wurde belohnt: Aus Athónons Rucksack schoss eine Lichtkugel und eilte dem Tempelkrieger voraus. Der rätselhafte und zaubermächtige Taffi, ein Chamäleon mit untypisch schwarzen Knopfaugen, erwies sich abermals als verlässlicher, wenn auch scheuer Gefährte.



Das Teufelchen Zeeris saß in einem Gang voller Schatten und Geröll. Die Höhlendecke war hier so hoch, dass Zeeris über sich nur Schwärze sah, die manchmal auf ihn zuzukriechen schien. Seine Füße ruhten in einem prasselnden Lagerfeuer. Seiner feuermagischen Herkunft gemäß, war Feuer für Zeeris wie Wasser für Menschen. Die Flammen reichten ihm nicht mal bis zum Knie, aber ein warmer Aschering zeugte davon, dass das Feuer vor kurzer Zeit viel größer gewesen war. „Wieso wächst hier unten eigentlich kein Holz?“, beschwerte sich das Teufelchen. In der Nähe lagen fünf riesige Rucksäcke, die weiteres Feuerholz enthielten mochten. Aber die Besitzer konnten jeden Augenblick zurückkehren und Zeeris wagte nicht, sich an dem Gepäck zu schaffen zu machen. Die Besitzer sollten nicht wissen, dass sie verfolgt wurden.

Die grauen Maserungen auf Zeeris' roten Schuppen zeugten von lang vergangener Jugend. Er hatte bei der Wiedererweckung der Vier Könige vor zwanzig Jahren ebenso viel Lebenskraft eingebüßt wie Athónon und die anderen Begleiter von damals. „Kalt hier“, seufzte er. „Kalt und leblos. Kein Käferkrabbeln weit und breit.“

Auf einem blutigen Lendenschurz neben ihm lag ein Dutzend Augäpfel. Das Teufelchen stopfte sich einen nach dem anderen in den Mund, solange sie noch warm waren; Spritzflecken trockneten auf seinem hellen Panzer. Manchmal seufzte Zeeris und hielt inne. „Wie finde ich bloß zurück zu Athónon, Taffi und den anderen?“, murmelte er und unterdrückte ein Schluchzen. „Wieso muss ich immer neugierig sein und kann nicht auf die

anderen warten?“, scholt er sich und stampfte mit einem Fuß ins Feuer, sodass Funken stoben.

Bevor seine breiten Spitzohren sie hörten, spürte Zeeris die feinen Vibrationen schwerer Schritte in seinem Teufelchenschwanz. Augenblicklich wurde er unsichtbar. Schwefeldunst stieg zwischen seinen Schuppen auf, ein ähnlicher Vorgang wie das Schwitzen bei Menschen. Zaubern strengte an, besonders wenn es schnell gehen musste.

Er hatte rechtzeitig reagiert. Als die fünf Chimärier in Sichtweite stampften, kauerte Zeeris hinter einem rauen Felsbrocken abseits des Feuers. „Da seid Ihr ja wieder!“, flüsterte er aufgeregt. Den Lendenschurz voller Augen hatte er selbstverständlich mitgenommen.

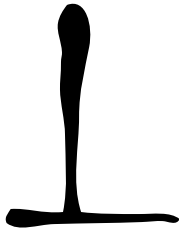
Seit Stunden verfolgte er die Riesen, Abtrünnige von Schattenwachts Imperium, über deren ockerfarbenen Schuppen eiserne Rüstungsteile prangten. Zeeris hatte mitgehört, wie sie von einer chimärischen Hohepriesterin ihren Auftrag erhalten hatten: Sie sollten einen Zauberer töten, der ihnen das hiesige Gebiet streitig machte. „Bestimmt ist das Ceryllion, von dem sie reden!“, wisperte Zeeris. „Dann werden sie auch auf Athónon stoßen, weil der und Ceryllion Feinde sind. Das ist immer so! Die Götter führen Athónon stets zielsicher zum nächsten Feind. Ceryllion hat Mèra verraten und ist ein treuer Diener des Drachen. Darum also hat es Athónon hierher verschlagen, Ceryllion ist endlich fällig!“

Zeeris grinste wissend und spießte einen Augapfel mit seinen messerscharfen Zähnen auf. Er beobachtete die Drachenmenschen, wie sie das Feuer mit Holzresten

aus ihrem Gepäck vergrößerten. Trotz ihrer Masse bewegten sie sich behände. „Ihr seid sicher Offiziere!“, stellte Zeeris fest, denn das Grollen und Knurren einfacher Soldaten blieb aus.

Ihnen verdankte er auch all die Augen: Abseits im Dunkel des Gangs lagen mehr Leichen von Schlangenblütern, als Zeeris Finger hatte. Sie sind so töricht gewesen, aufgrund ihrer zahlenmäßigen Überlegenheit in den Nahkampf zu gehen. „Ihr hättet die Schuppen wenigstens in einen niedrigeren Gang locken können“, wisperte Zeeris den Toten zu und schüttelte tadelnd den Kopf.

Er richtete seinen Blick wieder auf die Chimärier. „Sicher seid Ihr Desert... Desa... Desatiere“, grübelte er. „Ihr lebt außerhalb des Imperiums in Tebaarshas Reich, nicht oben bei Schattenwacht. Macht wieder Religion und habt eine Hohepriesterin, die Euch herschickte. Bei Schattenwacht ist Religion verboten, das weiß ich! Aber ihr kämpft wie echte imperiale Truppen, ihr habt das da gelernt. Das seh' ich sofort! Nur Athónon kann einen imperialen Chimärier im Nahkampf besiegen. Oh, und Cesium hatte das auch gekonnt, aber der ist ja schon lange tot. Schade, seitdem zeigt mir keiner mehr was über Heilzauber. Dabei hat Cesium gesagt, ich hätte ganz viel Talent! Aber ich bin ja nur Zeeris.“ Das Teufelchen schnaubte verächtlich. Schon im nächsten Moment aber vermisste es seine Gefährten wieder und ließ sich wehmütigen Blickes vom Feuerschein hypnotisieren.



„Quirmó hat uns viel über die elfische Kultur gelehrt:
Sie schützt uns nicht, vereint uns nicht und ernährt uns
nicht. Sie ist bloß ein Relikt des Überflusses aus bunten
Träumereien einer zweifelhaften Vergangenheit.“

*Sophéion der Barde
über die Geschichte der Nachtelfen*

Die Dunkelheit der Höhlengänge abseits von Quirmó umhüllte Melek und flutete seinen Geist. Als Symbol für die Abkehr vom Leben bei Tageslicht, ließ ihn die Schwärze grinsen. Seine Füße tasteten sich geschmeidig den Weg. Nur selten klickerte ein Stein oder scharrte eine Sohle. Sein Magenknurren indes konnte er nicht unterdrücken. Bevor er wieder jemanden beschleichen konnte, musste er essen.

Melek ballte die Fäuste und klammerte sich immer fester an seine Überzeugung: Er glaubte, ein natürlicheres Leben zu führen als die sesshaften Bauern und Handwerker, die er für ausgebrannt und leblos hielt, die sich seiner Meinung nach zu sehr in ihre Kultur verliebt und sich dabei von der Natur entzweit hatten. Doch ohne Einklang mit jener Urkraft, von der alles Leben stammte, konnte es für Melek keine Zufriedenheit geben.

„Ich hatte Dich schon besiegt!“, knurrte er und sah Laura vor sich zusammenbrechen, roch noch einmal ihren Angstschweiß und schmeckte ihr Blut wie warmes Eisen auf der Zunge. In seinen Bartstoppeln trockneten Spritzer davon; er zupfte sie ab und kaute darauf. Seine andere Hand hielt den Bronzedolch mit dem Horngriff. Melek konnte das Vorzucken seiner Faust kaum bändigen, wenn er sich vorstellte, wie er die Feinde tötete, die zwischen ihm und seinem Ziel standen. Dem Geruch von Stein und Nässe ging er nach, fort von den Gerüchen der Zweibeiner, denn noch war ihm kein Plan zur Eroberung Lauras eingefallen.

Zwölf Jahre lang wurde Melek nicht aufgehalten, nachdem er im Alter von nur sechs Jahren einem Fluch zum Opfer gefallen war. Begonnen hatte er seine Karriere damit, seine Eltern zu töten. Alle Ziegelhütten und Zelte in der milden Wüste südlich der Silberberger Lande hatte er danach heimgesucht. Seine Opfer hatten zu ihren Göttern gefleht, aber nie war ihm etwas geschehen. Im Gegenteil: Dem Tempelkrieger, der ihm jahrelang auf den Fersen gewesen war, begegnete Melek als Mitgefangener der Chimärier. Taren hatte geahnt, dass Melek niemand anderes als der Mörder war, dem er im Namen des Silberberger Tempels von Bruder Mond von Dorf zu Dorf nachgejagt war. Aber selbst im Angesicht eines Dieners der Götter war keine höhere Gerechtigkeit über Melek hereingebrochen. Seine Taten blieben ungesühnt, und darum würde er auch Laura bekommen.

Er hatte schon stärkeren Kriegerinnen als ihr das Messer an die Kehle gehalten, doch in Laura erkannte Melek eine unbeugsame Seele, die mehr als jede andere in seiner Sammlung unter ihrer Niederlage leiden und sich winden würde. Sie versprach Melek ein nie dagewesenes Machtgefühl, und Machtgefühl war die Nahrung seines Geistes.

Wogen von Vorfreude ließen ihn schaudern. Bisher hatte er keiner einzelnen Beute so entschieden nachgestellt, wenn sie entkommen war. Er hatte einfach die nächste gejagt. Aber Laura hatte einen wilden, so besonderen Glanz in den Augen, dass Melek ihn um jeden Preis zerbrechen musste. Jede Sekunde seiner Existenz schien für diese Beute geschaffen zu sein.

Melek erstarrte. Sein Blut rauschte in den Ohren und pulste stärker, versetzte ihn in Kampfbereitschaft. Schritte schlichen näher. Melek hörte zwei Personen auf weichen Sohlen heraus. Das Scharren und Knirschen begleitete ein Lichtschein, der ebenso vorsichtig wie die Geräusche war. „Sucht mich jemand hier?“, schoss Melek durch den Kopf.

Das schwache Zauberlicht kroch über den Pfad, auf dem Melek stand. Im selben Rhythmus wie die nahenden Schritte schlich er in eine Nische neben dem Weg. Melek hielt sich tief, um in Balance zu bleiben, und rollte die Außenkanten seiner Füße über den Fels, setzte die Sohlen erst am Ende eines Schritts ganz auf und spürte so jeden Kiesel rechtzeitig. Lautlos verschwand er in der flachen Nische und nahm eine ungleichmäßige Körperhaltung ein. Gleichförmige Umrisse, wie Menschen und Tiere sie besaßen, fielen dem geübten Jäger sofort ins Auge, wusste er.

Zwei Nachtelfen schlichen den Pfad entlang. Ihre Felle und Leinen verliehen den Spähern das Äußere wandelnder Felsen. Ihre Köcher und ausgehängten Bögen trugen sie auf den Rücken. In der Rechten hielten beide ein kurzes Bronzeschwert, in der Linken einen kalt leuchtenden Stein.

Melek wusste nichts über Elfen oder ihre Nachtkrankheit, obgleich er durch Laura auch der Nachtelfin Jade und der geheimnisvollen Alten, Mèra, begegnet war. Die Lichtsteine verrieten ihm nun, dass gewöhnliche Elfen ebenso wie Menschen Hilfsmittel brauchten, um im Dunkeln zu sehen, und keine überlegenen Wunderwesen waren. Seine Furcht vor dem fremden Volk verschwand schon wieder, kaum dass sie aufgewallt war.

Der vordere strahlte Gefahr aus durch Brandrunen auf seinem Kahlschädel, wachsamen Augen und breite Schultern. Der hintere schien kein Geschlecht zu haben, doch sprühten Kraft und Kampferfahrung aus jeder Bewegung der birkenschlanken Gestalt.

Meleks Beine begannen zu brennen, aber er hielt seine Tarnhaltung eisern bei. Um sich nicht mit Einzelheiten abzulenken, sondern die Situation als Ganzes wahrzunehmen, stellte er den Blick unscharf. Er entschied sich, ungesehen zu bleiben und keine Ablenkung, zum Beispiel als Verwundeter, zu inszenieren. Sollte sein Magen losknurren, konnte er das immer noch tun. Lieber aber wollte er die Späher vorbeiziehen lassen, egal wen sie suchten. Jeder Kampf konnte sein letzter sein, insbesondere gegen eine besser bewaffnete Übermacht. Darum vermied er jede Auseinandersetzung, solange er die Wahl hatte.

Meleks Magen knurrte tatsächlich. Die Nachtelfen hielten alarmiert inne und lauschten. In dem Moment traf ein Pfeil den breiten Späher in die Seite. Er heulte auf, warf seinen Leuchtstein weg und floh in die Dunkelheit. Sein Begleiter folgte seinem Beispiel – genau in Meleks Nische.

Die drei Körper reagierten ohne bewussten Gedanken. Melek wusste, dass die Nachtelfen als Angegriffene bloß noch kämpfen und nicht erst fragen würden und die Nachtelfen glaubten, in einer Zange ihrer Feinde zu stecken. Ihre Sprache beherrschte er ohnehin nicht.

Der Unverletzte stach vor sich, die Bronze klirrte auf Felsen. Melek hechtete flach über den Boden und landete wie eine Feder auf Fingern und Zehenspitzen. Nah am Boden bleibend, wirbelte er herum und hörte gleichzeitig

das Schwert des Verwundeten über sich vorbeirasen. Jetzt sprang Melek auf, Dolch voran. Er wusste durch den Schlag in die Luft und seine Kampferfahrung, wo die Schulter des Gegners war. Seine freie Hand fand sie sofort und strich den Waffenarm bis zum Ellbogen hinab, um den Arm zu behindern und die Waffe harmlos zu machen: Eine hektische Berührung allein, ohne Kraft, würde ihn nicht ernstlich verletzen. Seinen Dolch hämmerte er unterhalb des Brustbeins hoch ins Herz des Verwundeten. Melek spürte die große Kraft des Getroffenen, dessen linke Faust ihn wie ein Kriegshammer traf und zurückschleuderte. Dadurch verlor er auch die Kontrolle über das gegnerische Schwert. Doch das panische Stöhnen verriet ihm, dass er einen Volltreffer gelandet hatte. Melek rührte sich nicht. Er blieb liegen und zwang seinen Atem zur Ruhe; je weniger Geräusche er machte, desto mehr nahm er in der Dunkelheit von seinen Gegnern wahr – und von demjenigen, der den Pfeil verschossen hatte.

Der Verwundete stürzte zu Boden und röchelte. Darunter hörte Melek jedoch leise Schritte in seine Richtung tappen. Der zweite Nachtelk konnte sich gemerkt haben, woher Meleks Aufprall und scharfes Ausatmen erklingen waren. Stand Melek jetzt auf um anzugreifen, verrieten seine Geräusche seine exakte Lage und der Gegner würde sofort zuschlagen.

Aus der anderen Richtung hörte Melek ein Knirschen. Der Unverletzte musste es auch vernommen haben, denn er hielt an. Der letzte Atemhauch des Sterbenden erklang. Melek hörte sein Herz donnern und sein Blut rasen. Sein Körper schrie nach Luft, und ganz langsam, um leise zu

bleiben, sog Melek sich voll. Ein schneller Schritt verriet ihm, dass er nicht leise genug gewesen war. Er rollte sich über den Rücken auf die Füße, blieb aber hocken. Wieder belauerten die beiden sich in der Schwärze, der Nachtelf ging kein Risiko ein. Die Lichtsteine lagen zu weit weg und waren zu schwach, um Melek oder den Gegner zu verraten. Auch der Bogenschütze blieb unsichtbar. Plötzlich jedoch zischte ein Pfeil im Gang und Melek drückte sich so flach er konnte auf den kalten Stein.

Auch der Nachtelf warf sich nieder – seine linke Hand berührte Meleks Waffenhand. Mit der eigenen Linken griff Melek sofort drei Finger des Gegners. Der Pfeil zerbarst am Fels, gleichzeitig sprangen Melek und der Festgehaltene auf. Melek besaß durch seine zahllosen Opfer ein exzellentes Gefühl für Körperbewegungen. So spürte er auch die Drehung des Gegners, bei der ihm dessen Finger jedoch entglitten. Melek ließ sich in die Hocke fallen und riss die Linke als Schutz vor den Kopf. Das Schwert strich nur harmlos darüber. Melek packte nun zielsicher den gegnerischen Waffenarm und warf sich ins Hohlkreuz, um den leichten Nachtelfen aus dem Gleichgewicht zu reißen. Doch der ließ sich nicht so einfach überrumpeln. Er stemmte sich mit einem Ausfallschritt gegen Meleks Gewicht und wirbelte seinen Waffenarm in hohem Bogen zurück, sodass Melek derjenige war, der das Gleichgewicht nach hinten verlor, rücklings über das Bein des Gegners stolperte und auf den Hintern fiel, anstatt wie geplant einen tödlichen Herzstich zu führen. Siegessicheres Zischen auf den Lippen, stach der Nachtelf die Klinge zu Boden. Aber Melek rollte sich weg, näher an den Gegner heran und

sprang auf. Im Vorbeirennen schlug er den Dolch durch Hals und Kehle.

Er hörte den Toten hinter sich niedersinken. Melek lief um eine Biegung und drückte sich mit dem Rücken an den kühlen Fels, kontrollierte mühsam seinen Atem. Wieder knurrte sein Magen. Er presste die warmen Arme auf Bauch und Unterleib, wohl wissend, dass nichts außer Essen und Trinken wirklich helfen würde.

Der Nachtelfenstadt stand ein Kampf bevor, wusste Melek. Lauras Gruppe hatte sich darüber unterhalten, bevor er Laura zu überwältigen versucht und noch dazugehört hatte. Es würden noch mehr Späher beider Parteien herumschleichen. Außerdem würde er auf Fliehende und Deserteure stoßen, die nach dem Kampf wiederum gesucht würden von den Soldaten der Sieger. Ohne Nahrung würde Melek bald selbst zum Fliehen zu schwach sein. Sein Atem beruhigte sich, Entschlossenheit kehrte nach dem Sieg zurück. Er würde weiterkämpfen, wenn er irgendeine Chance sah, den Bogenschützen und dessen eventuelle Begleiter zu besiegen.

Der Bogenschütze trat in das Glimmen der auf dem Pfad liegenden Leuchtsteine und stutzte. Die fahle Haut des Tiefenweltlers zeigte, wie lang seinesgleichen schon von der Sonne abgekehrt lebten. Ein Pfeil ruhte schussbereit auf der Sehne, dennoch blieben die Augen des Mannes geschlossen; Melek vermutete, dass er zu jenen Tiefenweltlern der ersten Generation gehörte, die nach Jahrhunderten des Lebens im Untergrund blind geboren wurden. Ein Messingreif umfasste den haarlosen Schädel

des Schützen. Fetzen aus Leder und Fell sowie altes Metall bedeckten seine Muskeln zum Schutz. Melek kannte eine Geschichte über diese Wesen: Angeblich trieben Dämonen manche Nomadenstämme in die Tiefe von Hevanor, wo sie geheime Kultstätten errichten und böse Rituale abhalten mussten.

Dem Tiefenweltler folgte eine ähnliche, doch kleinere Gestalt mit schussbarem Bogen. Meleks Körper schwor sich schlagartig auf die Jagd ein. Seit zwölf Jahren steigerte er sich in diesen wahnhaften Teufelskreis: Weil der Anblick seiner Beute immer stärker wirkte, fühlte er sich auf seinem Weg bestärkt. Gier und Vorsicht rangen miteinander, die treibende Urkraft und die Gabe des Geistes.

Sein Bewusstsein, jeder Kontrolle verwiesen, schwelgte in voreiliger Freude, zumal er bisher bloß Menschen erjagt hatte. Meleks hochentwickelter Geist machte ihn nicht nur gefährlich, sondern vertrieb sich im Drang nach Beschäftigung auch manch langes Lauern mit verklärter Poesie.

Das Mädchen glühte vor Jugend und Schönheit. Auch sie wandelte mit geschlossenen Augen. Wo ihre weiße Haut unbeschützt hervorschien, schrie sie nach Meleks Händen und Zähnen. Ihre schlanken Glieder forderten ihn auf, sie zu besiegen, obgleich ihr morgenschönes Antlitz ihn feurig von sich gewiesen oder seinen Sieg mit Furcht und Tränen vergolten hätte. Bei aller Sanftheit ihres Körpers und dem Gesicht einer friedlich Schlafenden duldeten der Befehl ihres Fleisches keinen Widerspruch.

Der Anblick ihrer Heiligtümer, gestohlen aus den Schatten von Fell und Fleisch, schnitt wie ein Messer in

Meleks Geist. Wenn der Atem ihre Brüste hob, Felle ihren Schoß umspielten, Melek zu sich riefen, auf dass er ihre zuckenden Schenkel teilte, das scheue Lendentuch aus dunklem Schutze riss, warmen Salzdunst von der Haut probierte und die Beute zur Bestimmung führte – ob ihr Geist sich seines Weges beugte oder nicht.

Für einen Moment vergaß Melek über die oberflächliche Schönheit der Tiefenweltlerin sogar Laura. Er spannte sich. Doch Feind und Beute kamen nicht näher, sondern schnupperten misstrauisch.

Melek hatte nie verstanden, weshalb er den Befehlen seiner Gier nicht folgen sollte. Beim zaghaften Werben um Laura war er daran gescheitert, den längeren und friedlicheren Weg der Natur zu gehen. Umso treuer hatte er sich danach dem Jagen verschrieben. Nie wieder wollte er seiner Beute den unverdienten Respekt einer Gleichwertigen vorspielen, um sich dann abweisen zu lassen. Solch eine Erniedrigung, bei der die Beute sich im Recht und dem Jäger gar überlegen fühlte, nahm er nicht hin.

Der Tiefenweltler trat die Leuchtsteine vorwärts, sie klickerten laut. Der kalte Schein erreichte beinahe Melek. Beute und Feind verschwanden im Finstern. Blitzschnell schätzte Melek die Gefahr ein. Sie konnten nach Gehör schießen, besaßen noch Pfeile und waren absolute Dunkelheit im Gegensatz zu ihm gewohnt.

Er brachte seine Gier wieder unter seine Geistesherrschaft. Diese Beute würde er jetzt nicht bekommen. Er hatte verinnerlicht, dass Überleben vor allem anderen kam. Entweder ergab sich später

eine bessere Gelegenheit, oder er musste Wut und Enttäuschung an einem anderen Opfer auslassen.

Melek schlich weiter und dachte zornig an seinen leeren Magen. Vielleicht musste er leichtere Beute finden, um zu essen, auch wenn er dann umsonst Kraftreserven an den zwei Nachtelfen verbraucht hatte.

Die beiden Tiefenwelter flüsterten, Melek verstand ihre Sprache nicht. Die Leichen wurden durchsucht, so klang es. Dann wurden die Leuchtsteine weiter den Pfad entlang getreten, die Gegner schlichen mit erhobenen Bögen auf Melek zu. Zähneknirschend ließ er sich weiter fortreiben, um nicht entdeckt zu werden.

Melek hatte die Verfolger abgeschüttelt und war im Kreis geschlichen. Er hoffte die zwei Toten wiederzufinden, um notfalls deren rohes Fleisch zu essen. Das machte stark, wusste er, doch lag es schwer im Magen und erzeugte laute Geräusche.

Aus einem Rinnsal am Boden trank er kristallklares Wasser, um seinen Durst zu stillen und das Magenknurren zu vertreiben. Nach jedem Schluck horchte er auf die Umgebung, wachsam wie ein Vogel am Boden. Schon oft hatte er eine Jagd abbrechen müssen, weil der Widerstand zu gefährlich gewesen wäre. Melek tröstete sich mit dem Gedanken an Laura. Er wusste nicht, ob der beseelte Wurfdolch, der ihn einst zum Jäger gemacht und wenige Jahre darauf verlassen hatte, diesen Tag und diese Beute vorausgesehen hatte. Er glaubte jedoch an nichts Höheres, denn gäbe es so etwas wie die Götter, von denen seine Opfer und die Sesshaften plapperten, sie hätten

unmöglich Meleks Existenz zugelassen. Als Monster und Dämon hatten sie ihn verflucht, so wie sie Tiefenweltler, Elfen und Chimärier verfluchten. Mit Spott hatten sie ihre Gemüter beschützt, wenn sie dachten, er höre sie nicht. Aber er hatte seine Klinge in ihrem Fleisch versenkt und ihnen bewiesen, dass Flehen und Spotten sinnlose Atemverschwendung waren – dass ihre Lebensweise der seinen unterlegen blieb.

Meleks Finger und seine Dolchspitze befanden sich auf Kopf- und Brusthöhe vor ihm. So spürte er auch Stalaktiten rechtzeitig. Allerdings brannten seine Schultern nach einer Weile vom Hochhalten der Hände. Ein plötzlicher Gedanke ließ ihn innehalten und die Arme senken: Vielleicht war Laura sein taghelles Spiegelbild und darum musste er sie so dringend zerstören. Genauso wie er strebte sie nach Freiheit und Bedeutung in einer fehlervollen, götterverlassenen Welt, nach der Rechtfertigung ihres Wesens, so wie es eben war – ohnmächtig hoffend, dass es sich auf Dauer als erfolgreich herausstellte. Doch während Laura an der Seite von Halbgöttern einer großen Geschichte entgegenging und bewies, dass es sehr wohl eine höhere Macht gab, fühlte Melek sich in der Meinung von Sterblichen und Göttern zum banalen Mörder verblassend. Zweifellos war er nach seinen Maßstäben erfolgreich und mit sich zufrieden, doch wurde sein Genie nicht anerkannt und kein Ruhm wurde ihm zuteil, nur Hass. Der Sieg über Laura sollte ihm den Glanz verleihen, der ihm für seine Brillanz als Jäger, für sein erfolgreiches Machtstreben jenseits der Vorstellungen einfacher Bauern verwehrt blieb. Denn er zweifelte keinen Augenblick

daran, dass ihm dies zustand und die dummen Schafe ihn bloß nicht verstanden.

Mit seinen einsamen Regeln zur Erlangung von Macht und Freiheit verkörperte Melek ein Ideal des Bösen. Der Glaube der Menschen erklärte seine Taten mit dem zerstörerischen Einfluss der Amdovenn oder der Chimärier. Doch die Wahrheit war noch viel kälter, denn Melek wurde von niemandem außer sich selbst gelenkt, und nur durch Entscheidungen, die in seinem chaotischen Krieg, jeder gegen jeden, tatsächlich funktionierten, ihn überleben und siegen ließen.

„Man kann keine Traube vom Dornbusch pflücken, egal wie lange man sucht“, hatte sein Vater einmal über Melek gesagt. Schwermütig grübelte er: „Vielleicht war es eine elterliche Schwäche, mich nicht rechtzeitig zu töten und auf die Welt loszulassen. Aber da ich nun hier bin, gehe ich so weit, wie ich kommen kann! Die Zeit wird die Wahrheit über meinen Weg des Krieges offenbaren.“

Sein scharfer Verstand war seine wichtigste Waffe und manchmal sein ärgster Feind. Ob die Prophezeiung von Theb Nor jemanden wie ihn meinte? Er hatte Bruchstücke gehört. Jedwedes Wissen solle böse sein und Verderben in die Welt bringen.

Kopfschüttelnd verdrängte er alle Zweifel, sie bedeuteten Schwäche. Lieber wollte er jetzt überlegen, ob er Laura nach ihrer Niederlage am Leben lassen sollte, damit sie ihm vielleicht einen Erben gebar. Einige besaß er bereits, da war er sich sicher, auch wenn er dem Großziehen keine Bedeutung beimaß. „Ein Dornbusch bringt Dornbüsche hervor, egal wie sehr man sich Trauben wünscht“, dachte

er in Anlehnung an die Worte seines Vaters, die sich ihm eingebrannt hatten.

Plötzlich redete eine fremde Stimme in Meleks Kopf, klanglos wie Pergamentrascheln.

„Grüße, Mensch! Wundere Dich nicht, ich bin weit entfernt und spreche durch einen Geisteszauber zu Dir. Wir haben bei allen Unterschieden doch vieles gemeinsam, darf ich feststellen. Wir beide ziehen die persönliche Macht und Freiheit vor. Wir lassen uns nicht zu den Schwächlingen einer armseligen Dorfgemeinschaft sperren, die sich ihr Leben lang für ein bisschen Brot quälen. Und beide wollen wir eine bestimmte Frau.“

„Laura gehört mir!“, zischte Melek und bebte vor Hass gegen den vermeintlichen Konkurrenten. Sofort beruhigte er sich wieder und lauschte seiner feindlichen Umgebung. Mit der Stimme im Kopf fiel es ihm schwer, auf Geräusche zu achten.

Die Stimme lachte nachsichtig. „Laura meine ich auch nicht. Ich helfe Dir sogar, sie zu bekommen. Lass uns zusammenarbeiten. Ich statue Dich mit einem Zauber aus, der Dich für Sterbliche unsichtbar macht. Dafür tötest Du Mèra, solange sie noch so schwach ist. In ihrem Zustand kann sie die Unsichtbarkeit ebenfalls nicht durchdringen. Sie hält mit letzter Kraft einen Zauber aufrecht, der sie und ihre Gruppe vor meiner Geistesmagie schützt ... nicht aber vor Dir. In diesem Moment wird die Stadt von einer meiner anderen Verbündeten angegriffen, sodass Du vollkommen ungehindert durch die feindlichen Linien schlüpfen kannst.“

Melek war ein meisterhafter Schleicher und konnte jeden Strauch als Tarnung verwenden, aber Unsichtbarkeit! Diesen Wunschtraum hatte er lange verdrängt. Damit hätte er die junge Tiefenweltlerin leicht bekommen. Nun kehrte der Traum zurück und sollte wahr werden.

Er fürchtete die graue Elfin Mèra nicht. Sie hatte für ihn ausgesehen, als könnte er sie mit bloßen Händen durchbrechen. Doch Vorsicht war eine seiner wichtigsten Gaben, sie hatte ihn all die Jahre überleben lassen. In seinen Gedanken knurrte er darum: „Ich bin doch nicht verrückt und vertraue Dir! Wer bist Du und was hat diese Mèra Dir getan?“

„Mein Name ist Ceryllion. Mèra und ich regierten einst Seite an Seite das Reich der Elfen, weit im Norden, im Ewigen Wald Âilon-Sädil. Aber sie hinterging mich und meine Verbündeten von den Amdovenn, und seitdem sinne ich auf Rache.“

Weder wusste Melek, dass die Amdovenn Piraten und Eroberer von jenseits Hevanors und Feinde der Götter waren, noch dass es seit zweitausend Jahren kein geeintes Elfenreich mehr gab. Ceryllions Stimme klang für ihn nach einem offen sprechenden Gleichgesinnten, zaubermächtig zwar, kein Mensch und einst ein Herrscher über ein fremdes Volk, aber nicht mehr. Überdies ließ ihn die brennende Gier nach Laura, die seinen Geist benebelte, allzu leicht Vertrauen fassen. Er zog darum auch nicht in Erwägung, dass jemand, der irgendwann an der Seite der Halbgöttin Mèra geherrscht hatte, auch ein ähnlich altes Wesen sein konnte. Ceryllion hatte seine neue Marionette in jedem Punkt richtig eingeschätzt und meisterlich getäuscht.

„Was ist mit Srrig?“, flüsterte Melek. „Der ist angeblich kein Sterblicher. Er würde mich also sehen, und er ist gefährlich.“

„Du musst Dich nur beeilen. Er ist im Moment nicht bei der Gruppe, sondern kämpft mit den Nachtelfen gegen meine Schlangenblüter.“

„Dann los!“, knurrte Melek.

„Gut. Meine Magie erreicht Dich gleich.“

Schweiß rann über die Stirn einer Schlangenblüterin. Ihre Schuppenhaut glitzerte weiß im Fackelschein. Das linke Auge war verwachsen und hing schief im verformten Schädel, Tränen quollen heraus. Auf ihrer zerplatzten Lippe, einem hellbraunen Strich, mischten sich Schweiß und Tränen mit Blut. Eine Schlangenzunge fuhr darüber. Immer wieder stockte ihr Atem. Ihr starrer Blick hielt sich am Türvorhang der Steinhütte fest, hinter dem die Alarmrufe der Quirmóer gellten.

Sie lag auf dem Rücken. Hanfseile an Fußgelenken, Knien, Händen und um den Oberkörper schnürten ihre Lumpenrobe an dürre Glieder. Seit Srrig und Taren sie überwältigt und hergebracht hatten, waren erst wenige Stunden vergangen.

Vor ihrem Kopf stand ein Greis, dessen elfische Ohrspitzen schlaff herabhängen. „Es widerstrebt mir, Dich zu quälen“, redete der Älteste der Nachtelfen von Quirmó auf sie herab. Weiße Haarsträhnen umfassten seinen Schädel wie abgenagte Knochen. „Ich höre sofort auf damit, wenn Du mir sagst, was euer Volk zu verbergen hat und warum es uns angreift. Früher waren wir gute Nachbarn! Was hat sich geändert?“ Die Falten in seinem Gesicht bewegten sich wie Wellen im Wasser. Er beugte sich über die Gefangene und legte seine knöchigen Hände zusammen.

Ihre Schlangenzunge fuhr immerfort über ihre geschwollene Lippe. Sie zitterte, doch sie schwieg. Was

immer sie verheimlichte, machte ihr mehr Angst als die Folter.

Der Greis trat zurück und seufzte. Ein anderer Nachtelf kam an seiner Stelle vor und schlug der Gefangenen mit der Spitze einer Bronzestange in die Rippen. Sie stöhnte und krümmte sich so sehr, wie die Fesseln es zuließen. Einer ihrer Giftzähne war zuvor schon abgebrochen.

„Da ist noch etwas“, begann der Greis und rieb sich das weiche Kinn. „Du hast eine seltsame Aura, wie ich sie noch nie spürte.“

Die Schlangenblüterin beruhigte sich überrascht. „Du kannst ihn fühlen?“, wisperte sie. Nervös zischelte ihre Zunge hervor. „Nicht mal meine eigenen Leute ...“, begann sie, verstummte dann aber.

„Wen? Was kann ich fühlen? Rede endlich!“, bellte der Greis. Die Gefangene stierte panisch auf etwas vor ihrem geistigen Auge. „Er hatte mir versprochen, dass er mich zur nächsten Anführerin ... wenn ich ...“, stammelte sie. Doch dann schüttelte sie sich und verweigerte jedes weitere Wort.

Der Greis schnaubte durch die Nase. „Wovor hast Du mehr Angst als vor dem Tod? Hoffst Du etwa auf Rettung?“ Von draußen drängten die Alarmrufe. Der Älteste stürmte mit ungelenker Eile auf den Türvorhang zu. Im Gehen fauchte er: „Töte sie und komm rasch nach. Wir dürfen kein Risiko mit ihr eingehen.“

Der jüngere Nachtelf sah zu, wie der Älteste verärgert den Vorhang zur Seite fegte und verschwand. Das Wallen des Vorhangs ließ wieder nach. Der Henker schmiegte die Finger fester um die Bronzestange, seine Miene blieb leer.

Als die Blicke von Henker und Opfer sich trafen, fing die Schlangenblüterin an zu kreischen und wandte sich hin und her. Doch die Fesseln hinderten sie sogar am Kriechen. Der Nachtel holte mit der Stange über ihrem Kopf aus.

Als kröchen Schlangen auseinander, lösten sich die Knoten an den Fesseln der Gefangenen. Die Seile gaben dem Strampeln nach, gerade bevor die Stange niederraste. Die Gefangene war ebenso überrascht wie der Nachtel, dass sie zur Seite rollte. Beide starrten sich mit offenen Mündern an. Der Henker fing sich zuerst und setzte nach. Die Gegnerin streckte ihm verzweifelt die Füße entgegen, an denen noch die losen Fesseln hingen. Ihr Knie knallte dumpf, als die Bronzestange es zurück zum Boden schlug. Die Schlangenblüterin wurde vom Schmerz geschüttelt und sah dem erneuten Ausholen hilflos zu. Der Nachtel zielte auf ihr Genick. Wild kreischend, ohne jedes Schmerzgefühl und bar jeden Gedankens sprang sie der Waffe entgegen. Der Nachtel ließ sich jedoch nicht verwirren. Er drehte seine Hüfte zurück, um die Reichweite der Stange anzugleichen. Die Kante der Stange schlug durch die losen Fesseln, die noch um die Arme der Gefangenen hingen, und zerschmetterte ihre Nase. Ohne die Wirkung abzuwarten, zog er die Waffe zurück, ließ seine Hüfte wieder vorschnappen und streckte den Arm aus, katapultierte die Stange in den Oberkiefer der Gegnerin. Sie stürzte auf den Rücken und zuckte stumm. Der offenkundig erfahrene Soldat ging kein Risiko ein. Er sprang vor und donnerte seine Waffe so fest gegen den Kopf der Gefangenen, dass ihr Schädel barst und Blut auf den Steinboden schoss.

Weder Mitleid noch Triumph durchdrangen ihn, als er

BÖSES ERWACHEN

Michael Thiel

Im Westen tobte ein unerbittlicher Krieg, den die Häscher Schattenwachts, des letzten Drachen auf Hevanor, für sich entscheiden konnten. Seine Drachenkrieger unterwarfen die Orks und Trolle und stehen nun vor den Toren Silberbergs, der letzten menschlichen Metropole im Westen. Nichts wird sie mehr aufhalten können, wenn diese Stadt fällt...

Spannende Fantasy-Action, die mit realistischen Kampfszenen und Humor überzeugt.



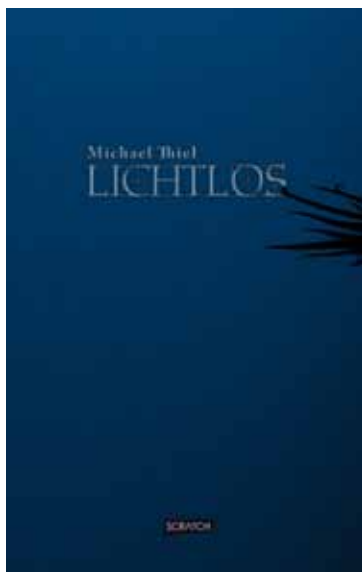
504 Seiten Fantasy • ISBN 978-3-940928-00-9 • € 9,95 [D] • € 10,95 [A] • SFr 18,90 [CH] (UVP)

LICHTLOS

Michael Thiel

Die hochmütige Kreuzung von Magie und Technik brachte die Torwesen in die Welt und die Seelen der Menschen. Vergebens schlägt die Natur im Todeskampf um sich. Vier Fraktionen kämpfen auf dem letzten Kontinent Dememnon um die Vorherrschaft, doch gegen den wahren Feind sind sie scheinbar machtlos ...

Einstieg in die zwischen Vernichtung und Rettung taumelnde Welt von Dememnon.



192 Seiten Fantasy • ISBN 978-3-940928-02-3 • € 7,95 [D] • € 8,95 [A] • SFr 12,50 [CH] (UVP)

Ebenfalls bereits erschienen:



Das Erbe des Antipatros

Jörg Olbrich

404 Seiten Fantasy

ISBN 978-3-940928-00-9

€ 9,95 [D]

€ 10,95 [A]

SFr 18,90 [CH] (UVP)

DIE HOFFNUNG SCHWINDET

Der Kreuzzug der Vier Könige gegen die Chimärier schreitet voran. Mitten im Feindesland kuriert der Krieg die Halbelfin Laura von ihrer naiven Heldenträumerei. Doch ihr zur Seite steht bald nur noch der gealterte Veteran Athónon. Je näher Laura den legendären Königen kommt, desto mehr erkennt sie deren fatale Abgründe. Und dann ist da noch ihr persönlicher Widersacher Melek, der in der unterirdischen Dunkelheit lauert ...

Der Autor trainierte zwanzig Jahre lang verschiedene Kampfkünste. Im Schattenwacht-Zyklus verbindet er actiongeladene Kampfscenen mit wohldosiertem Humor in einer dramatischen Geschichte, in der die Sterblichen sich von den Launen ihrer Götter zu befreien versuchen.

ISBN 978-3-940928-01-6

9.95 € [D]

10.95 € [A]

17.50 SFr (LVP)



9 783940 928016